

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 17 (1927)

**Heft:** 48

**Artikel:** Aus dem fernsten Osten

**Autor:** H.Z.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-647383>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Seitdem, fast dreißig Jahre lang, hörte ich nichts mehr von Franz Sebe; nur durch Lenthes, mit denen ich später in nähere Verbindung trat, daß sein Uffsstent wirklich das Erbe seiner Praxis angetreten habe, wozu Franz ihm aus der Ferne noch behilflich gewesen sei. Dann, im Herbst 1884, gelangte ein Schreiben aus Ostafrika an mich, dessen Adresse von einer mir fremden Hand war. Als ich es geöffnet hatte, fielen zwei Briefe heraus, der eine, leicht erkennbar, von der Hand meines längst verschollenen Freundes, der andere von der Feder, welche die Adresse an mich geschrieben hatte. Ich las diesen letzteren zuerst; er war nach der Unterschrift von einem Missionar:

„Gruß in Christo Jesu zuvor!

In der Nacht vom 16. Mai

d. J. ist hier der stets hilfreiche und, obwohl er den rechten Weg des Heils verschmähte, dennoch von der Liebe Gottes erfüllte Dr. med. Herr Franz Sebe unter meinen Gebeten zum wahren Gott-Schauen entschlafen; infolge einer schweren Seuche, von der er zwar nicht besallt worden, deren treue Bekämpfung aber den ohnehin schon schwachen Rest seiner dem Dienste der Menschenliebe gewidmeten Kräfte aufgerieben hat.

Diese Nachricht an Sie, werter Herr, und die Uebersendung seiner Abschiedsworte habe ich ihm in seiner letzten Stunde zugesichert.

Möge der große Gott mit unserem Toten und auch mit Ihnen sein!“

Dann nahm ich den Brief meines Freundes:

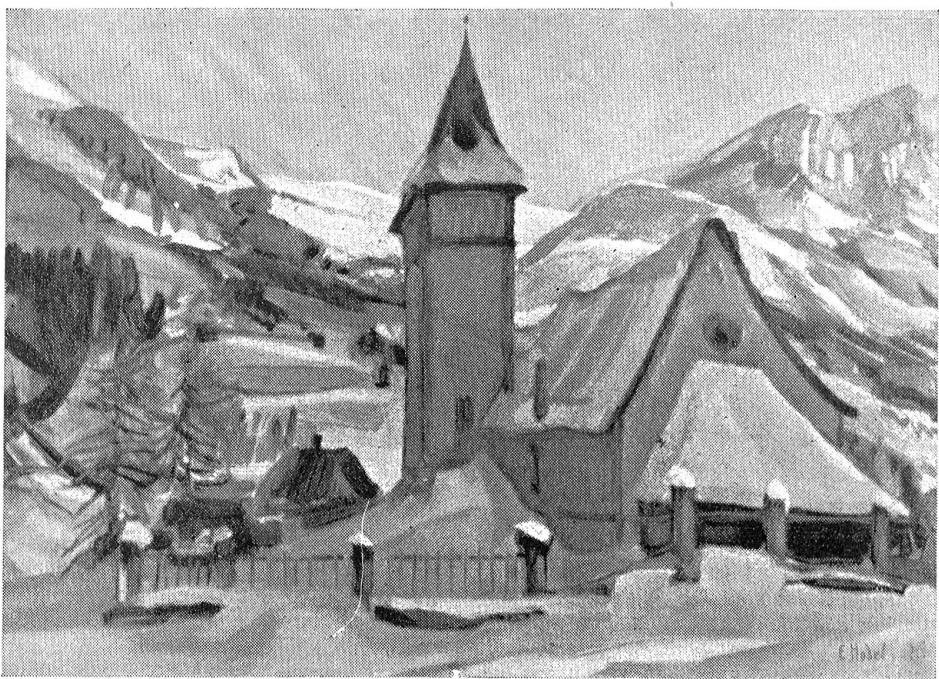
„Noch einmal, Hans“, so schrieb er, „greife ich nach deiner Hand und hoffe, du wirst die meine fassen können; nur ein Wort noch, damit du von mir wüßtest und meiner in Frieden gedenken mögest!

Ich habe ehrlich ausgehalten; mitunter nicht ohne Ungeduld, so daß mir die Gedanken kamen: Was bist du doch für ein Narr? Der Weg hinaus ist ja so leicht! — Aber ich hatte damals noch die Kraft, mich abzuwenden, daß ich an mir selber nicht zum Freveler würde. Jetzt endlich geht die Zeit der furchtbaren Einsamkeit, in der ich hier die zweite Hälfte meines Lebens hingebracht habe, ihrem Ende zu. Die Kräfte sinken rasch; ich wundere mich, daß ich noch lebe, zugleich aber sehe ich vor mir das Tor zur Freiheit von anderer, ich weiß nicht, von welcher Hand geöffnet — o, meine Elsa! möchte es die deine sein!

Lebe wohl, Hans, mein Freund; ich fühl's, das Sterben kommt!“

— So war sein Leiden denn zu Ende. — Ob eine solche Buße nötig, ob es die rechte war, darüber mag ein jeder nach seinem Inneren urteilen; daß mein Freund ein ernster und ein rechter Mann gewesen ist, daran wird niemand zweifeln.

(Ende.)



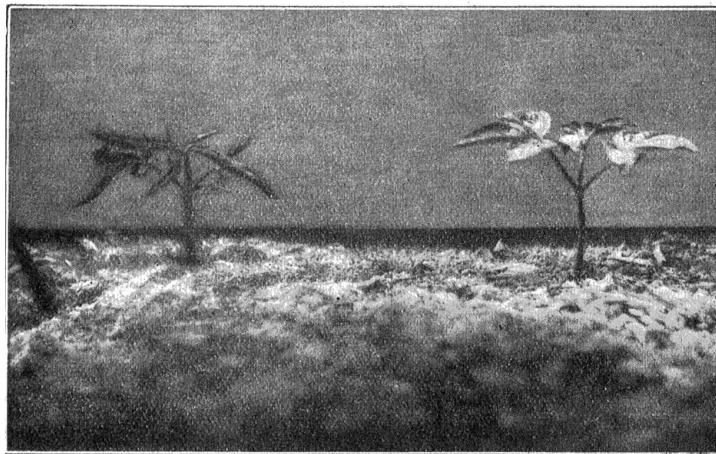
Pro Juventute-Karten 1927 von Künstler Ernst Hodel. Bergkirchlein im Saanenlande.

## Aus dem fernsten Osten.

Gegenüber der Insel Sachalin, zwischen dem Japanischen Meere und dem Unterlaufe des mächtigen sibirischen Stromes Amur liegt im unzugänglichen Winkel der „Sovietrepublik des fernen Ostens“ das Ussuriagebieet, vom Meere durch ein wüstes, fellsiges Porphyrgebirge und vom übrigen sibirischen Festlande durch weite Sumpfe und Urwälder, die Taiga, abgetrennt. Die Russen haben zwar von Tschita aus eine Bahn durch das Gebiet ihrer Oberherrschaft gebaut, die über Chabarowsk nach Wladiwostok fährt, indem sie die Mandchurei in spitzem Winkel umgeht. Sie führt ein langes Stück dem Flußlaufe des Ussuri nach, dessen bald schlammige, bald vereiste Flüten sich beim Bahnknie in den Amur ergießen. Die Bahn hat jedoch fast nur strategische Bedeutung. Der Handel benutzt die direkte Linie Wladiwostok-Charbin (Mandschurei)-Tschita. Sie brachte es allerdings mit sich, daß russische Ansiedler nach dem Ussuriagebieet kamen, dessen Ureinwohner von den eingedrungenen Koreanern und Chinesen ebenso schmählich mißbraucht und ausgerottet wurden, wie es etwa heute noch mit den Indianern in Ecuador und Bolivien geschieht. Die Russen setzten ein humaneres Verhalten durch, und es ist zu hoffen, daß die Restbestände der Tungusenstämme wieder zu Atem kommen, seßhafte Ackerbauer werden und neu aufleben.

Sie führten ein eigenartiges und beschwerliches Leben, diese Olschen, Sischen, Golden, Giljaken, Drotischen, Tasen, Udehesen und wie sie alle hießen und noch heißen, die Ureinwohner jener Flußgebiete und Bergländer. In der Taiga leben sie in Rindenhütten, sogenannten Turten, pflanzen ein wenig Getreide und Zwiebeln für den Eigengebrauch und gehen auf die Jagd nach seltenen Tieren und auf die Suche nach wunderbaren Pflanzen. Und all ihre Beschäftigung ist mit religiösen Anschauungen, tiefem Aberglauben und dunkler Mystik verknüpft.

Im Gebirge, im dichtesten Dickicht verborgen, wohnen die gefleckten sibirischen Hirsche und der seltener und darum kostbarere Tschubrhirsch. Ihnen stellen die einheimischen Jäger mit primitiven Fällen und Fallgruben nach, um die jungen Geweih zu erbeuten. Die alten, hart gewordenen, haben keinen Wert mehr. Aus denen aber, die noch im Bast



Die Wunderpflanze Shen-Schen, wild in der Taiga (mandschurischer Urwald) wachsend.

sind, können geheimnisvolle Medizinen hergestellt werden. Nach verschiedenen religiösen Zeremonien geht der Jäger von seiner Heimstätte, von Frauen und Angehörigen weg in den Wald. Dort baut er sich eine Hütte, um darin Schutz zu finden vor den Stürmen und um seine mitgenommenen Vorräte an Lebensmitteln darin unterzubringen. Dann stellen er und seine wenigen Kameraden (wenn er nicht vorzieht, ganz allein seinem Waidwerk obzuliegen) ihre Fallen, sie graben ihre Gruben, dort wo das Wild seinen Wechsel hat. Es wird alles so eingerichtet, daß der gefangene Hirsch nicht sofort getötet wird: denn möglicherweise ist sein Ge-weiß noch nicht „reif“ genug, und das Tier muß noch eine Zeitlang am Leben bleiben, bis ihm sein neuwachsesen Geweih abgenommen werden kann. Es wird an den Füßen gebunden in einen umzäunten Raum gebracht, um erst später getötet zu werden. Die „Panty“ (das Geweih) müssen mit-  
samt einem Stück der Schädeldecke herausgesägt werden. Es wurde versucht, nur die beiden Gabeln abzusägen und das Tier wieder in Freiheit zu lassen. Aber solche „unvollständigen“ Geweihe gelten nicht so viel wie jene andern, die noch an einem Schädelsplitter hängen, sie haben nicht die verjüngende Kraft. Die gewonnenen Pantys werden auf sorgfältigste Weise gebrüht, bevor sie, die noch voller Blut stehen, in Verwelzung übergehen. Am Lagerfeuer wird Wasser bis fast zum Sieden gebracht, das Geweih erst nur eine Sekunde lang — damit es nicht springe — in die Flüssigkeit getaucht. Am zweiten Tage wird die Arbeit fortgesetzt: man taucht es nun schon längere Zeit ein, um es hierauf erkalten und wieder eintauchen zu lassen, und wenn es schließlich ohne zu platzen fehlerlos und künstgerecht durch und durch gebrüht ist, dann ist es zum wertvollsten Handelsobjekt geworden. Chinesische Händler kaufen es um einen hohen Preis an, bereiten daraus Pulver und Pillen, welche eine wundervolle verjüngende Wirkung auf den Menschen haben sollen.

Der Forscher, welcher das Ussurigebiet besuchte und uns in seinem Buche „Russen und Chinesen in Ost-sibirien“\*) berichtet, der auch in der Schweiz durch seine Vorträge bekannte und namhafte Professor Wladimir Arsenjew, behauptet, daß wirklich etwas wie eine Verjüngungskur mit den Medizinen bewerkstelligt werden könne. Wir dürfen ihm glauben, auch wenn die Wissenschaft unseres Westens die Wirkung des Pantys noch nicht erklären kann. Was jene Urvölker aus ältester Überlieferung wissen, ist möglicherweise ebenso wertvoll, wie die Forschungen Steinachs. Wir sind jedoch in unserem Kulturhochmut immer rasch bereit, alles Urvölkische als kindisch oder mit den Augen eines Museumbesuchers anzusehen. Und doch erhoffen wir in unserem christlichen Jenseitsglauben ebenso sehr ein

„ewiges Leben“ wie jene Wilden, die es auf ihre besondere Art praktisch zu erreichen suchen...

Und während heute die Europäer, vielmehr noch die Nordamerikaner, Schimpansen- und Gorillasfarmen betreiben, um die wertvollen Geschlechtsdrüsen zur Verjüngung der Menschheit ein gros zu fabrizieren, töten jene fernen Völker die Hirsche — sie tun es seit Jahrhunderten, und wir sehen wieder einmal, es gibt nichts Neues unter der Sonne...

Die Überreste der getöteten Hirsche werden nicht weggeworfen. Als Leckerbissen werden die Hirschwedel gesägt, die Chinesen leiteten die Jäger auch an, tragende Hirschkühe zu erlegen und ihnen die Kälber aus dem Leibe zu schneiden: auch diese sollen eine kräftigende Wirkung für denjenigen haben, der sie verspeist. Was ein solcher Raubbau für Wirkungen auf die Wildbestände haben muß, kann sich ein jeder leicht vorstellen, und es ist nicht zum verwundern, wenn wir durch Arsenjew vernehmen, daß Tungusenstämme in Folge Hungers aussterben. Denn wo der Hunger Einzug gehalten hat, da finden die Krankheiten einen günstigen Boden. Die Blättern und die Pest, von Chinesen und Russen eingeschleppt, haben mit ganzen Siedlungen aufgeräumt.

Als gesuchte Jagdobjekte gelten außer den Pantyhirschen das Zobel, das Moschustier und der sibirische Tiger. Die gerissenen chinesischen Händler haben es wohl verstanden, die Tungusen über den wahren Wert der Zobelfelle lange Zeit zu täuschen. Sie taten so, als ob sie wertlos wären, zahlten für Felle des Vielfrazes, der seltener vorkommt und eigentlich wertlos ist, hohe Preise, für die Zobel jedoch fast nichts. Durch diese Täuschung machten sie in wenigen Jahren Vermögen. Dann kehrten sie als reiche Männer nach China zurück. Sie lieferten den Einwohnern Tee, Stoffe und Geräte, brachten sie so in Schulden und nahmen ihnen die Frauen weg, mit denen sie in Konkubinat lebten, bis sie wieder über die Grenze zogen, um sich in ihrer eigentlichen Heimat mit einer Chinesin zu verheiraten. Das geschwächte und wehrlose Naturvolk, das zudem gutmütig und geduldigen Charakters ist, ließ sich aus Angst und Unkenntnis alles ruhig gefallen. Die Chinesen hatten unter sich ein Gesetz mit den grausamsten Strafen verfügt für Leute, die sich nicht unterordnen wollten. Es ist schauderhaft, darüber zu vernehmen: Lebendigbegrabenwerden, Langsamgeröstetwerden und dergleichen waren in der Uebung.

Dabei war das Land in Angst vor den Chuncheden, den chinesischen Räubern, welche den Jägern auflauerten und ihnen ihre mühselig erworbene Beute mit einem wohlgezielten Büchsenchuß aus dem Hinterhalte wieder abnahmen. Ihre gutorganisierten Banden hielten sogar ihre eigenen Landsleute in Bann, sie mußten, um unbehelligt zu bleiben, gewisse Abgaben entrichten.

Wie mühselig und eigenartig ist das Leben eines Shenschen-Suchers! Shenscheng, Panax ginseng, ist eine ganz seltene Pflanze, welche mächtige Wurzeln bildet, die oft einem Menschengebilde ähnlich sehen. Es ist eine heilige Pflanze für die Ussurianwohner. Wer sie findet, ist ein Glückskind, von den Göttern bevorzugt und hat auf einmal einen Fund bis zu 1800 Goldrubeln gemacht.

Shenschen, so lautet eine Legende, war ein Held aus dem Geschlechte derer von Si-Lianrl, und er besiegte einen Feind des Volkes mit dem Namen Lian-Serl und nahm ihn gefangen. Aber die Schwester Shenschens, die schöne Liao, befreite den Gefangenen, weil sie sich in ihn verliebt hatte, und sie flüchtete mit ihm in die Taiga. Der Bruder nahm die Verfolgung auf und entdeckte das Versteck, wo Lian-Serl hauste. Es entspann sich ein Zweikampf, aus dem Shenschen als Sieger hervorging. Aber als er sich von seinem Feinde wegwandte, weil sich nun seine Schwester zeigte, stach ihm dieser mit seiner letzten Kraft mit dem

\*) Mit 100 Originalphotographien des Verfassers und einer Karten-Karte. Verlag August Scherl, Berlin. 229 Stn. Preis Fr. 16.—.

Schwere den Hals durch. So starben beide, und die schöne Liao weinte um sie bittere Tränen, sodaß ihre Schönheit verwelkte und auch sie dahinstarb. Dort aber, wo sie eine Träne fallen ließ, entstand eine Pflanze, die „Quelle des Lebens“, das Shenschen. Ueber der Erde zeigt sie auf kurzem und zartem Stengel drei oder fünf gezackte Blätter. Sie und da nur sehr selten, gelangt sie zum Blühen und trägt Früchte, aus denen, jedoch nur bei sehr günstiger Witterung, eine neue Pflanze entstehen kann. Ein Regentropfen kann die Pflanze umbringen, so fein sind ihre Blätter. Die Einwohner glauben, daß sich die Shenschen vor den Menschen verbirgt, daß sie sich unsichtbar machen oder als Mensch oder Tiger davonlaufen und im Gebüsch verbergen kann.

Nur ein gereinigter Mensch kann die Wurzel finden. Im Juni macht er sich auf, nachdem er sich in der Einsamkeit und an heiligen Stellen für seine Arbeit vorbereitet hat. Er darf keine Waffen mitnehmen. Er trägt nur einen Stock und einen kleinen Sack mit Lebensmitteln mit sich und vertraut auf den Berggeist, der ihn zum Shenschen führt — oder ins Verderben. Wo der Shenschen-Sucher hingelangt, überall bricht er an dem Gesträuche einen Zweig ab: dies ist das Zeichen für seine Berufsbrüder, daß schon jemand die Stelle abgesucht hat. Keiner geht dem andern ins Gehege. Und wo der Sucher auf Tigersspuren stößt, geht er mutig weiter, er ist überzeugt, daß sich das Shenschen vor ihm verbirgt und ihn durch die Wildspuren abschrecken will, um seine Ausdauer zu prüfen. Hat er Glück und trifft eine Wurzel an, dann wirft er sich zunächst auf die Erde, verrichtet ein Gebet und spricht: „Pan-zui, geh nicht fort!“ Dann ruft er mit lauter Stimme: „Ich bin rein, meine Seele ist frei von allen Sünden, mein Herz liegt offen da und hegt keine Schlechtigkeiten!“

Erst nachher erhebt er seinen Oberkörper und stellt fest, ob er sich nicht getäuscht habe — ob das Shenschen wirklich vorhanden sei. Nun untersucht er den Platz aufs genaueste. Was für andere Pflanzen leben bei der Wunderwurzel, was für Erde umgeben sie, wie weit ist sie vom Wasser entfernt und wie weit geht es bis zum Walde, wo steht die Sonne, was für Winde wehen, so fragt sich der beglückte Finder. Dann gräbt er die Wurzel mit einem beinernen Stöckchen mit grösster Sorgfalt aus der Erde: es darf kein Wurzelspitzchen verletzt werden!

Ist der Tag schon so weit fortgeschritten, daß die Wurzel nicht mehr sofort ausgegraben werden kann, so umgibt sie der Finder mit einem kleinen Stäbchenzaun: jetzt weiß jeder, der möglicherweise an der Stelle vorüberkommt, daß die Wurzel von jemand schon entdeckt worden ist, und in Ehrfurcht zieht er vorbei. Er weiß wohl, er würde den Zorn der Götter auf sich laden, wenn er sich an fremdem Eigentum vergriffe.

Einzig der Chunchun, der am Taleingang mit seiner Büchse lauert, achtet fremdes Eigentum nicht und trobt dem Zorne der Gottheiten. Oft kommt es vor, daß der Sucher, der mit seinen Wurzeln die bewohnten Stätten des Ussuri-gebietes aussucht, unterwegs abgeschossen wird, nachdem ihm alle Mühen und Entbehrungen nichts haben antun können. Im Busch bleichen dann seine Knochen, während seine Angehörigen umsonst hängen auf ihn warten, und während der Räuber seine Habe auf dem Markte in Wladiwostok oder Charbin gewissenlos einem chinesischen Medizinmann verkaufst. Dieser pulverisiert die Wurzel, mischt Panth, Extrakt dickerflüssige Masse aus ausgekochten Bärenknochen, Extrakt aus Hirschscrotum und iodhaltige Meerestpflanzen in das Pulver und verkauft es zu Pillen gepreßt als „Wurzel des Lebens“ an vornehme Leute, welche die Jahre körperlich und geistig schwach gemacht haben.

\* \* \*



Gebettempel für Shen-Shen-Sucher in der Taiga.

Die Russen haben mit dem Räuberwesen und der Ausnutzung der Tungusen durch die Chinesen energisch aufgeräumt. Koreaner und Chinesen werden von ihnen verdrängt und über die Grenzen gebracht. Den Ureinwohnern werden feste Wohnplätze angewiesen, man sucht ihnen neue Beschäftigungen beizubringen und bringt ihre Handelsprodukte auf den Markt. Langsam erholen sich die Stämme wieder, die in der Sklaverei noch nicht ganz untergegangen sind. Was schon das zaristische Russland begann, führt das Sovietregime tatkräftig weiter. Allein, die Taiga ist endlos, und es wird noch Jahrzehnte dauern, bis die Säuberungsarbeit vollendet ist und bis sich die fatalistisch in ihr Schicksal ergebenen Tungusenstämme wieder erholt haben werden.

H. Z.

### Berufsberatung.

Die Jugend hat es nicht mehr so leicht, das ihr zufriedende und das spätere Fortkommen garantierende Arbeitsfeld zu finden. In fast allen Berufen flagt man über zu großen Andrang der Arbeitsuchenden und zu geringe Verdienstmöglichkeit. Dazu kommt eine Unsicherheit im Berufsleben, die fast nirgends die Existenz gesichert erscheinen läßt.

Dies hängt zweifellos mit dem Krieg und der auf diesen folgenden Wirtschaftskrise zusammen. Die große politische Unsicherheit der Gegenwart verunmöglicht einen raschen Wiederaufbau der Weltwirtschaft im Sinne einer Sicherung des Erwerbslebens und der Einzelexistenzen. Darum bereitet die Berufswahl heute mehr als je den jungen Leuten und ihren Eltern Kopfzerbrechen und sorgenvolle Stunden.

In den Kriegsjahren als Notmaßnahme entstanden, hat sich die Berufsberatung als nützliche und notwendige Einrichtung erwiesen auch für die Nachkriegsjahre und für unsere bedrängte Zeit überhaupt. Sie ist zur bleibenden Einrichtung geworden, die wir heute nicht mehr vermissen möchten.

Das Schweizervolk hat von jeher schwer gehabt, sich im Konkurrenzkampf gegen die mit Rohstoffen und Meereshäfen ausgerüsteten Nachbarvölker zu behaupten. Es mußte und mußt heute in verstärktem Maße auf Qualitätsleistungen bedacht sein und deshalb sein Berufswesen auf der Höhe halten. Den Anfang dazu bedeutet eine wohlorganisierte Berufslehre.

Ein Beruf kann natürlicherweise nur dann seine Höchstleistung erreichen, wenn er über die geeigneten Arbeitskräfte verfügt. Den Berufen diese eine Voraussetzung zum Gediehen zu verschaffen, ist die vornehmste Aufgabe der Be-